

Leseprobe

James Rollins

Der Judas-Code
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,00 €



Seiten: 544

Erscheinungstermin: 20. September 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Ein Technothriller, wie er sein soll: knallharte Action, mitreißende Charaktere und ein guter Schuss faszinierende Wissenschaft.

Die Gilde – eine weltweit operierende Terror-Organisation – entwickelt einen neuen biologischen Kampfstoff auf Basis eines Virus, der bereits Marco Polos Mannschaft beinahe hinweggerafft hatte. Nur Grayson Pierce und die Sigma Force erkennen die Gefahr und setzen alles daran, die Gilde aufzuhalten. Überall auf der Welt stellen sich ihnen Piraten, Söldner und mutierte Bestien entgegen und fordern schreckliche Opfer. Doch Grayson weiß genau: Wenn er versagt, wird die Menschheit zugrunde gehen!

Sie lieben Action? Dann verpassen Sie keinen der in sich abgeschlossenen Sigma-Force-Thriller!

Der Genesis-Plan

Feuermönche

Sandsturm

Der Judas-Code

Das Messias-Gen

Feuerflut

Mission Ewigkeit

Das Auge Gottes

Projekt Chimera

Das Knochenlabyrinth

Die siebte Plage

Die Höllenkrone

Der Flammenwall

Weitere Bände in Vorbereitung

Alle Bände können unabhängig voneinander gelesen werden.

James Rollins
Der Judas-Code

Buch

Im Indischen Ozean kommt es zu einem spektakulären Zwischenfall. Eine bis dahin unbekannte Seuche lässt die Fische buchstäblich im Wasser verbrennen. Beinahe zeitgleich bittet die schwer verletzte Gilde-Söldnerin Seichan die Sigma-Force um Hilfe. Offenbar entwickelt die Gilde – eine Organisation, die Hochtechnologie raubt und meistbietend verkauft – einen neuen biologischen Kampfstoff. Dazu verwendet sie einen Virus, der bereits Marco Polos Mannschaft beinahe vollständig weggerafft hat – und ihr Testgebiet ist der Indische Ozean! Gray Pierce von der Sigma-Force nimmt mit Seichan die Spur auf. Auch als die Gilde seine Eltern als Geiseln nimmt, lässt er sich nicht aufhalten. Die Jagd führt von den USA über Venedig und den Indischen Ozean bis nach Kambodscha. Bis es in den Palastruinen von Angkor Thom zum spektakulären Showdown kommt!

Autor

Der New-York-Times-Bestsellerautor James Rollins hat einen Doktorgrad in Tiermedizin. Als begeisterter Höhlenforscher und ebenso eifriger Taucher ist er häufig unter Wasser oder unter der Erde anzutreffen. Er wohnt in den Bergen der Sierra Nevada in Kalifornien, USA

Von James Rollins bei Blanvalet erschienen:

Sigma-Force:

*Der Genesis-Plan, Feuermönche, Sandsturm, Der Judas-Code,
Das Messias-Gen, Feuerflut, Mission Ewigkeit, Das Auge Gottes,
Projekt Chimera, Das Knochenlabyrinth, Die siebte Plage,
Die Höllenkrone, Der Flammenwall*

Tucker Wayne:

Killercode, Kriegsfalke

Die Bruderschaft der Christuskrieger:

*Das Evangelium des Blutes, Das Blut des Verräters,
Die Apokalypse des Blutes*

Außerdem:

*Sub Terra, Im Dreieck des Drachen, Das Flammenzeichen, Operation
Amazonas, Das Blut des Teufels,*

Indiana Jones und das Königreich des Kristallschädels

Besuchen Sie uns auch auf www.instagram.com/blanvalet.verlag
und www.facebook.com/blanvalet

James Rollins

Der Judas-Code

Roman

Aus dem Englischen
von Norbert Stöbe

blanvalet

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»The Judas Strain« bei William Morrow, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2008 by Jim Czajkowski

Published in agreement with the author, c/o Baror

Interantional, Inc. Armonk, New York, U.S.A.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2010 by Blanvalet in

der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: text in form

Umschlaggestaltung: © Johannes Wiebel | punchdesign,

unter Verwendung von Motiven von Shutterstock.com

HK · Herstellung: dm

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-0905-8

www.blanvalet.de

Für Carolyn McCray,
die meine ersten Versuche gelesen hat,
ohne mich auszulachen

Vorbemerkung zum historischen Hintergrund

Das folgende historische Rätsel ist noch immer ungelöst. Im Jahr 1271 brach der siebzehnjährige Venezianer Marco Polo mit seinem Vater und seinem Onkel zu einer Reise auf, die ihn bis nach China und an den Palast des Kublai Khan führen sollte. Die Reise währte vierundzwanzig Jahre, und ausführliche Berichte legen davon Zeugnis ab: wundervolle Geschichten von unermesslichen Wüsten und Flüssen voller Jade, von wimmelnden Städten und gewaltigen Segelfloten, von brennenden schwarzen Steinen und Papiergeld, von unglaublichen Tieren und bizarren Pflanzen, von Kannibalen und Schamanen.

Nachdem er siebzehn Jahre im Dienste Kublai Khans gestanden hatte, kehrte Marco Polo 1295 nach Venedig zurück, wo seine Erlebnisse von dem französischen Romantiker Rustichello zu Papier gebracht wurden. Der Titel seines Buches lautete *Le Divisament du Monde* (*Die Beschreibung der Welt*). Es fand Leser in ganz Europa. Selbst Christoph Kolumbus hatte es dabei, als er zur Neuen Welt aufbrach.

Ein Reiseerlebnis behielt Marco jedoch für sich und beschränkte sich in dem Buch auf einige wenige vage Andeutungen. Bei seinem Aufbruch von China hatte Kublai Khan dem Venezianer vierzehn große Dschunken geschenkt und ihm sechshundert Männer mitgegeben. Nach zwei Jahren auf See erreichten jedoch nur zwei Schiffe und achtzehn Männer die Heimat.

Das Schicksal der übrigen Schiffe und Männer liegt bis zum heutigen Tag im Dunkeln. Liefen sie auf Grund, oder fielen sie Stürmen oder Piraten zum Opfer? Marco Polo schwieg dazu. Als man ihn auf dem Sterbebett aufforderte, entweder nähere Angaben zu seinen Erlebnissen zu machen oder sie zu widerrufen, erwiderte Marco geheimnisvoll: »Ich habe nicht einmal die Hälfte dessen erzählt, was ich erlebt habe.«

Die Pestilenz brach zuerst in der am Schwarzen Meer gelegenen Stadt Kaffa aus. Dort belagerten die mächtigen mongolischen Tartaren die Händler und Kaufleute aus Genua. Die Mongolen bekamen schmerzende Pestbeulen und hatten blutigen Auswurf. Von der Krankheit gezeichnet, schleuderten sie die Toten mit Belagerungskatapulten über die Verteidigungsmauern der Genueser und brachten Tod und Verderben über sie. Im Jahre 1347 nach der Menschwerdung des Herrn setzten die Genueser Segel und flohen mit zwölf Schiffen nach Italien, wo sie im Hafen von Messina anlegten und den Schwarzen Tod an unsere Küste brachten.

Herzog M. Giovanni (1356), übers. von Reinhold Sebastian,
Il Apocalypse (Mailand: A. Mondadori, 1924), 34–35

Weshalb im Mittelalter in der Wüste Gobi plötzlich die Beulenpest ausbrach und ein Drittel der gesamten Weltbevölkerung tötete, liegt nach wie vor im Dunkeln. Tatsächlich weiß niemand, weshalb so viele Seuchen und Grippewellen des vorigen Jahrhunderts – darunter auch die Vogelpest SARS – von Asien ihren Ausgang nahmen. Eines aber ist ziemlich sicher: Die nächste größere Pandemie wird wiederum aus Asien kommen.

United States Centers for Disease Control and Prevention,
Compendium of Infectious Diseases, Mai 2006

Mitternacht
Insel Sumatra
Südostasien

Die Schreie waren endlich verstummt.

Zwölf Feuer brannten draußen auf dem Wasser.

»*Il dio, li perdona...*«, flüsterte sein Vater, doch Marco wusste, dass Gott ihnen diese Sünde nicht verzeihen würde.

Eine Handvoll Männer wartete neben den beiden am Strand liegenden Langbooten. Sie waren die einzigen Augenzeugen der Scheiterhaufen, welche die dunkle Lagune erhellten. Bei Mondaufgang hatten sie alle zwölf Schiffe, große Holzdschunken, mit samt den Toten und den wenigen zum Tode verurteilten Lebenden in Brand gesteckt. Wie mahnende Zeigefinger ragten die brennenden Schiffsmasten in den Himmel. Es stank nach verbranntem Fleisch.

»Zwölf Schiffe«, murmelte Masseo, Marcos Onkel, die Faust um ein silbernes Kruzifix gekrampft. »Die gleiche Zahl wie die der Apostel.«

Endlich war das Schmerzgeschrei verstummt. Nur noch das Prasseln und Tosen der Flammen drang an den Strand. Marco hätte sich am liebsten abgewendet, hielt aber stand. Andere waren weniger tapfer als er und knieten mit leichenblassen Gesichtern und dem Rücken zum Wasser im Sand.

Alle waren splitternackt. Sie hatten sich gegenseitig nach Anzeichen der Krankheit abgesucht. Selbst die Prinzessin vom Hofe des Khans, die aus Gründen der Schicklichkeit hinter einem Sichtschutz aus Segeltuch stand, war bis auf ein juwelenbesetztes Diadem unbekleidet. Marco sah ihren schlanken Körper als dunkle Silhouette von den Flammen abgehoben durch das Tuch hindurch-

schimmern. Ihre ebenfalls nackten Dienerinnen hatten sich zu ihrer Herrin gesellt. Sie hieß Kokejin, die Blaue Prinzessin, und war siebzehn Jahre alt. Marco war ebenso alt gewesen wie sie, als er von Venedig aufgebrochen war. Der Großkhan hatte die Polos beauftragt, sie wohlbehalten ihrem zukünftigen Bräutigam, dem Schah von Persien und Enkel von Kublai Khans Bruder, zu übergeben.

Das war in einem anderen Leben gewesen.

War es wirklich erst vier Monate her, dass die Besatzung des ersten Schiffes erkrankt war und in der Leistengegend und den Achselhöhlen Schwellungen bekommen hatte? Die Krankheit hatte sich ausgebreitet wie brennendes Öl, hatte die Besatzungsmitglieder dahingerafft und dazu geführt, dass sie auf dieser von Kannibalen und fremdartigen Tieren bewohnten Insel hatten ausharren müssen.

Auch jetzt wieder drang das Geräusch von Trommeln aus dem finsternen Dschungel hervor. Allerdings hüteten sich die Wilden davor, sich dem Lager zu nähern, so wie ein Wolf um kranke Schafe einen Bogen macht. Die einzigen Spuren ihrer Anwesenheit waren die Totenschädel, die an durch die Augenhöhlen geführten Schlingpflanzen von Baumästen hingen und die Fremden wohl am weiteren Vordringen hindern sollten.

Die Krankheit hatte die Wilden bislang abgeschreckt.

Damit war nun Schluss.

Jetzt, da mit den brennenden Schiffen auch die letzten Krankheitsträger verschwunden waren, gab es nur noch eine Handvoll Überlebende.

Die Männer und Frauen, die keine geröteten Schwellungen aufwiesen.

Vor einer Woche hatten sie sämtliche Kranken in Ketten gelegt, auf die vor Anker liegenden Schiffe geschleppt und ihnen Wasser und Nahrung dagelassen. Die anderen hatten am Ufer auf neue Anzeichen einer Erkrankung gewartet. Währenddessen hatten die auf die Schiffe Verbannten gejammert, um Hilfe gerufen, geflucht und geschrien. Am schlimmsten aber war das Gelächter der Wahnsinnigen gewesen.

Besser wäre es gewesen, ihnen allen den Gnadenstoß zu ver-

setzen, doch sie hatten nicht mit dem Blut der Erkrankten in Berührung kommen wollen. Deshalb hatten sie sie auf die Schiffe gebracht und zusammen mit den Toten dort zurückgelassen.

Abends bei Sonnenuntergang hatte das Wasser um die Kiele zweier Boote herum zu leuchten begonnen. Das Leuchten hatte sich auf der glatten, schwarzen Wasserfläche ausgebreitet wie verschüttete Milch. Dieses Phänomen kannten sie von den Teichen und Kanälen am Fuße der Türme der verfluchten Stadt, aus der sie geflohen waren.

Die Krankheit hatte versucht, aus dem hölzernen Gefängnis zu entkommen.

Da war ihnen keine andere Wahl geblieben.

Sie hatten sämtliche Dschunken bis auf die eine, mit der sie selber in See stechen wollten, in Brand gesteckt.

Marcos Onkel Maseo ging zwischen den verbliebenen Männern umher. Er befahl ihnen, ihre Blöße wieder zu bedecken, doch ihre Beschämung vermochten Webstoff und Wolle nicht zu verbergen.

»Was haben wir getan ...«, flüsterte Marco.

»Wir dürfen nicht davon sprechen«, sagte sein Vater und reichte ihm ein Gewand. »Wenn etwas von der Pest ruchbar wird, werden uns alle Länder ächten. Kein Hafen wird uns aufnehmen. Jetzt aber haben wir die letzten Spuren der Krankheit mit einem reinigenden Feuer aus unserer Flotte und aus dem Wasser getilgt. Wir brauchen nur noch heimzusegeln.«

Als Marco sich das Gewand über den Kopf streifte, bemerkte sein Vater die Zeichnung, die Marco mit einem Stock in den Sand gemalt hatte. Er presste die Lippen zusammen, verwischte die Skizze mit der Ferse und blickte seinen Sohn flehentlich an. »Niemand, Marco, niemals ...«

Erinnerungen aber ließen sich nicht so leicht ausmerzen. Er hatte dem Großkhan als Gelehrter, Abgesandter und sogar als Kartograf gedient und von den vielen eroberten Königreichen Karten angefertigt.

Marcos Vater ergriff wieder das Wort. »Niemand darf von unserer Entdeckung erfahren ... Sie ist verflucht.«

Marco nickte, ohne eine Bemerkung zu seiner Zeichnung zu machen. Stattdessen flüsterte er: »*Città dei Morti*.«

Sein Vater erleichte noch mehr. Marco aber wusste, dass ihm nicht nur die Pest Angst machte.

»Schwör mir das, Marco«, sagte er drängend.

Marco blickte in das faltenerfurchte Gesicht seines Vaters. In den vergangenen vier Monaten war er ebenso stark gealtert wie in den Jahrzehnten, die er am Hofe des Khans in Shangdu verbracht hatte.

»Schwör mir bei deiner seligen Mutter, dass du mit keiner Menschenseele je darüber sprechen wirst, was wir entdeckt und getan haben.«

Marco zögerte.

Sein Vater legte ihm die Hand auf die Schulter und drückte schmerzhaft zu. »Schwör mir das, mein Sohn. Um deinetwillen.«

Der Feuerschein und blanke Angst spiegelten sich in den Augen des Vaters ... und inständiges Flehen. Marco konnte ihm diesen Wunsch nicht abschlagen.

»Ich werde schweigen«, versprach er schließlich. »Bis an mein Totenbett und bis ins Grab. Das schwöre ich, Vater.«

Marcos Onkel trat zu ihnen; das Gelöbnis seines Neffen hatte er zufällig mit angehört. »Wir hätten niemals bis dorthin vordringen dürfen, Niccolò«, meinte er tadelnd zu seinem Bruder; eigentlich galt die vorwurfsvolle Bemerkung jedoch Marco.

Das Schweigen war aufgeladen mit unausgesprochenen Geheimnissen.

Sein Onkel hatte recht.

Marco dachte an das Flussdelta, das sie vor vier Monaten entdeckt hatten. Die schwarze Flussmündung war von dichtem Urwald gesäumt gewesen. Sie hatten lediglich Wasser aufnehmen und an zwei Schiffen Reparaturen vornehmen wollen. Eigentlich hatte es keinen Anlass gegeben, weiter ins Landesinnere vorzudringen, doch Marco waren Gerüchte zu Ohren gekommen, wonach jenseits der niedrigen Berge eine große Stadt liege. Da sie für die Instandsetzungsarbeiten zehn Tage angesetzt hatten, war er mit etwa vierzig Mann ins Gebirge aufgebrochen. Von einem Gipfel aus hatte er im Urwald einen hohen steinernen Turm ausgemacht, der von der Abendsonne beleuchtet wurde. Der Turm lockte ihn wie ein Leuchtfeuer und erfüllte ihn mit unwiderstehlicher Neugier.

Als sie sich dem Bauwerk durch den dichten Dschungel näherten, hätte ihn die Stille eigentlich warnen sollen. Es waren keine Trommeln zu hören gewesen wie jetzt. Kein Vogelgezwitscher, kein Affengeschrei. Die Stadt der Toten hatte einfach auf sie gewartet.

Die Unternehmung war ein furchtbarer Fehler gewesen.

Sie hatten dafür nicht nur mit Blut bezahlt.

Seite an Seite beobachteten sie, wie die Schiffe bis zur Wasserlinie herunterbrannten. Ein Mast kippte um wie ein gefällter Baum. Vor zwanzig Jahren hatten Vater, Sohn und Onkel der italienischen Heimat den Rücken gekehrt und waren mit dem Segen Papst Gregors X. in die Mongolei gereist, bis zum Palast des Khans und den Gärten von Shangdu, wo sie sich viel zu lange hatten mästen lassen wie Rebhühner. Als Lieblinge des Hofes waren die Polos auch Gefangene gewesen – gefesselt nicht von Ketten, sondern von der überwältigenden und erstickenden Freundlichkeit des Khans, die es ihnen unmöglich machte abzureisen, ohne ihren Wohltäter zu kränken. Deshalb freuten sie sich, als Kublai Khan sie endlich aus seinen Diensten entließ und ihnen anbot, die Prinzessin Kokejin zu ihrem persischen Verlobten zu eskortieren.

Wäre ihre Flotte doch in Shangdu geblieben...

»Die Sonne wird bald aufgehen«, sagte sein Vater. »Lasst uns aufbrechen. Es wird Zeit, dass wir nach Hause kommen.«

»Und wenn wir die gesegnete Küste Italiens erreichen, was sagen wir dann Teobaldo?«, fragte Masseo, indem er Papst Gregor X., den Freund und Gönner der Familie Polo, bei seinem früheren Namen nannte.

»Wir wissen nicht, ob er überhaupt noch lebt«, erwiderte Marcos Vater. »Wir waren lange fort.«

»Und wenn er doch noch lebt, Niccolò?«, setzte sein Onkel nach.

»Dann sagen wir ihm, wir wüssten alles über die Mongolen und deren Gebräuche und militärische Stärke. Wir hätten alles in Erfahrung gebracht, was er hat wissen wollen. Aber was die Pest betrifft – da gibt es nichts zu erzählen. Das ist aus und vorbei.«

In Masseos Seufzer schwang keine Erleichterung mit. Marco ahnte, was ihm durch den Kopf ging.

Die Pest hatte noch nicht alle geholt, die zum Tode verurteilt waren.

»Es ist vorbei«, wiederholte sein Vater beschwörend.

Marco musterte die beiden Älteren, seinen Vater und seinen Onkel, die sich vor dem Hintergrund von feuriger Asche und Rauch vor dem Nachthimmel abzeichneten. Solange die Erinnerung sie quälte, war gar nichts vorbei.

Marco sah zu Boden. Die Zeichnung, die sein Vater verwischt hatte, stand ihm noch deutlich vor Augen. Er hatte aus der Stadt eine Karte aus geklopfter Rinde mitgenommen. Die Karte war mit Blut gemalt gewesen. Inmitten des Dschungels hatten Tempel und Türme aufgeragt.

Alle menschenleer.

Bis auf die Toten. Der Boden war übersät gewesen mit Vögeln, die vom Himmel auf die gepflasterten Plätze gefallen waren. Niemand war verschont geblieben. Männer, Frauen und Kinder, alle tot. Auch die Ochsen und das Vieh auf den Weiden. Riesenschlangen hingen schlaff von den Ästen, das Fleisch unter den Schuppen voller Geschwüre.

Die einzigen Überlebenden waren die Ameisen.

Ameisen aller Größen und Farben.

Sie wimmelten über das Pflaster und die Leichen, fraßen die Toten langsam auf.

Doch der erste Eindruck hatte getrogen... Da war noch etwas anderes gewesen und hatte nur darauf gewartet, dass die Sonne unterging.

Marco verdrängte die Erinnerungen.

Als sein Vater die Karte sah, die er in einem der Tempel gefunden hatte, verbrannte er sie und streute die Asche ins Meer. Erst später war der erste Seemann erkrankt.

»Wir wollen nicht mehr daran denken«, hatte sein Vater daraufhin erklärt. »Das geht uns nichts an. Geben wir den Vorfall dem Vergessen anheim.«

Marco würde seinen Schwur einhalten. Diese Geschichte würde er niemandem erzählen. Gleichwohl berührte er mit dem

Fuß eines der verwischten Zeichen im Sand. Hatte er, der er es gewohnt war, seine Erlebnisse so akribisch aufzuzeichnen, das Recht, dieses Wissen für sich zu behalten?

Wenn es eine andere Möglichkeit gab, es zu bewahren...

Als hätte er Marcos Gedanken erraten, fasste sein Onkel Masseo ihrer aller Ängste in Worte. »Und wenn das Grauen irgendwann erneut sein Haupt hebt, Niccolò, wenn es eines Tages unsere Küste erreichen sollte?«

»Dann wird dies das Ende des Menschen Tyranei über die Welt bedeuten«, antwortete Marcos Vater bitter. Er berührte das Kreuzifix auf Masseos nackter Brust. »Der Mönch war klüger als wir alle. Sein Selbstopfer...«

Das Kreuz hatte Pater Agreer gehört. In der verfluchten Stadt hatte der Dominikanermönch sich geopfert, um ihr aller Leben zu retten. Ein dunkler Pakt war geschlossen worden. Sie hatten ihn auf seinen eigenen Wunsch hin zurückgelassen.

Den Neffen Papst Gregors X.

Als die letzten Flammen im schwarzen Wasser versanken, flüsterte Marco: »Welcher Gott wird uns beim nächsten Mal retten?«

22. Mai, 18:32

Indischer Ozean

10° 44' 07.87" S | 105° 11' 56.52" O

»Wem soll ich eine Flasche Foster's mitbringen, wenn ich schon mal hier unten bin?«, rief Gregg Tunis aus dem Salon herauf.

Dr. Susan Tunis, die gerade von der Schwimmleiter aufs Achterdeck kletterte, lächelte, als sie die Stimme ihres Mannes vernahm. Sie schälte sich aus der Tarierweste und wuchtete die Luftflaschen in das Regal hinter dem Steuerhaus der Forschungsyacht. Die Flaschen stießen klirrend gegeneinander.

Von dem Gewicht befreit, nahm sie das Handtuch von der Schulter und frottierte sich das von Sonne und Salz gebleichte blonde Haar. Als sie damit fertig war, öffnete sie mit einer einzigen Bewegung den Reißverschluss des Taucheranzugs.

»Bumm-badabumm... badabumm...«, tönte es hinter ihr aus einem Liegestuhl.

Sie sah sich nicht einmal um. Offenbar hatte da jemand zu viel Zeit in den Stripteasebars von Sydney verbracht. »Professor Applegate, müssen Sie das immer tun, wenn ich den Taucheranzug ausziehe?«

Der grauhaarige Geologe balancierte eine Lesebrille auf der Nase, auf seinem Schoß lag ein aufgeschlagenes Buch über Meeresgeschichte. »Es wäre unhöflich, eine gut gebaute junge Frau, die sich überflüssiger Kleidungsstücke entledigt, nicht zu würdigen.«

Susan befreite die Schultern aus dem Taucheranzug und ließ ihn bis zur Hüfte herabfallen. Darunter trug sie einen einteiligen Badeanzug. Aus Erfahrung wusste sie, dass Bikini-Oberteile dazu neigten, am Neopren festzukleben. Obwohl es sie nicht störte, von dem emeritierten Professor, der dreißig Jahre älter war als sie, beäugt zu werden, wollte sie ihm doch auch keine Gratisvorstellung bieten.

Im Niedergang tauchte ihr Mann mit drei beschlagenen Flaschen Lagerbier auf, die er zwischen die Finger der einen Hand geklemmt hatte. Als er Susan sah, grinste er breit. »Ich dachte, du würdest noch da unten rumschwimmen.«

Er kam an Deck und richtete sich auf. Bekleidet war er mit einer weißen Quicksilver-Badehose und offenem Hemd. Er arbeitete als Bootsmechaniker im Hafen von Darwin. Er und Susan hatten sich bei der Reparatur eines Bootes der Universität von Sydney im Trockendock kennengelernt. Das war jetzt acht Jahre her. Vor drei Tagen hatten sie auf der Yacht ihren fünften Hochzeitstag gefeiert, hundert Seemeilen vom Kiritimati-Atoll, besser bekannt unter dem Namen Weihnachtsinsel, entfernt.

Er reichte ihr eine Flasche. »Haben die Schallmessungen schon was ergeben?«

Sie trank einen großen Schluck Bier, denn sie war durstig. Den ganzen Nachmittag lang hatte sie am salzigen Mundstück gesaugt, und jetzt hatte sie Kleistergeschmack im Mund. »Bis jetzt noch nicht. Der Grund für die Strandungen liegt noch im Dunkeln.«

Vor zehn Tagen waren achtzig Delfine der im Indischen Ozean heimischen Art *Tursiops aduncus* an der Küste von Java gestrandet. Susan erforschte die Langzeitfolgen von Störgeräuschen auf

das Orientierungsvermögen von Walen. Schon häufiger hatte Unterwasserlärm dazu geführt, dass die Tiere an den Strand geschwommen und dort verendet waren. Meistens hatte sie ein Team wissenschaftlicher Assistenten dabei, zusammengesetzt aus Studenten und Doktoranden, doch diesmal hatte sie mit ihrem alten Mentor einfach nur Urlaub machen wollen. Es war purer Zufall, dass es ausgerechnet in dieser Gegend zu einer Massenstrandung gekommen war – daher der verlängerte Aufenthalt.

»Könnte es vielleicht eine andere Ursache geben als von Menschen gemachten Lärm?«, meinte Applegate nachdenklich, während er mit den Fingerspitzen Kreise auf die beschlagene Bierflasche malte. »Hier kommt es immer wieder zu kleinen Seebeben. Vielleicht hat ja ein Meeresbeben genau den Ton getroffen, der sie in den Selbstmord getrieben hat.«

»Vielleicht war das starke Erdbeben vor ein paar Monaten der Auslöser«, sagte ihr Ehemann. Er ließ sich neben dem Professor auf einer Bank nieder und klopfte auffordernd auf den Platz an seiner Seite. »Oder ein Nachbeben.«

Susan wusste diesen Erklärungsversuchen nichts entgegenzusetzen. Durch die todbringenden Beben und den großen Tsunami, die sich in den vergangenen zwei Jahren in diesem Gebiet ereignet hatten, war der Meeresgrund stark in Mitleidenschaft gezogen worden. Das allein reichte als Erklärung vielleicht schon aus. Überzeugt davon war sie freilich nicht. Sie glaubte, dass es noch andere Ursachen gab. Das Riff war wie ausgestorben. Die wenigen Tiere, die dort unten noch lebten, hatten sich in Felsschichten, Muscheln und Sandlöcher zurückgezogen. Die Meeresbewohner hielten sozusagen den Atem an.

Vielleicht reagierten die empfindlichen Lebewesen ja tatsächlich auf Mikrobeben.

Stirnrunzelnd nahm sie neben ihrem Mann Platz. Sie würde die Weihnachtsinsel anfunken und sich erkundigen, ob ungewöhnliche seismische Aktivitäten festgestellt worden waren. Zunächst aber hatte sie Neuigkeiten zu vermelden, die ihren Mann mit Sicherheit ins Wasser bringen würden.

»Sieht so aus, als hätte ich die Überreste eines alten Schiffswracks entdeckt.«

»Ist ja toll.« Er straffte sich. In Darwin hatte Gregg hin und wieder Tauchgänge zu Kriegsschiffen aus dem Zweiten Weltkrieg angeboten, die vor der Nordküste Australiens gesunken waren. Für solche Entdeckungen konnte er sich begeistern. »Wo?«

Sie zeigte auf die andere Seite der Yacht. »Etwa hundert Meter steuerbord. Da ragen ein paar geschwärzte Balken aus dem Sand. Wurden vermutlich entweder beim letzten Seebeben freigelegt, oder der Tsunami hat den Schlick weggespült. Ich hatte nicht viel Zeit für die Erkundung. Das überlasse ich lieber einem richtigen Experten.« Sie kniff ihn in die Rippen, dann lehnte sie sich mit dem Rücken an seine Brust.

Alle drei beobachteten, wie die Sonne mit einem letzten neckischen Zwinkern im Meer versank. Wenn es nicht gerade stürmte, ließen sie sich auf See niemals einen Sonnenuntergang entgehen. Das Boot schaukelte sanft. In der Ferne funkelten die Lichter eines vorbeifahrenden Tankers. Ansonsten waren sie allein.

Ein scharfes Bellen ließ Susan zusammenschrecken. Sie hatte gar nicht gemerkt, wie angespannt sie war. Offenbar hatte das seltsame Verhalten der Riffbewohner auf sie abgefärbt.

»Ruhig, Oscar!«, rief der Professor.

Erst jetzt fiel Susan auf, dass das vierte Besatzungsmitglied nicht zu sehen war. Der Hund bellte erneut. Der pummelige Queensland-Heeler gehörte dem Professor. Da er allmählich in die Jahre kam und ein wenig arthritisch war, aalte er sich meistens in der Sonne.

»Ich gehe nach ihm sehen«, meinte Applegate. »Dann seid ihr Turteltauben wenigstens ungestört. Außerdem sollte ich mal das Bordklo aufsuchen und Platz für ein weiteres Foster's schaffen, bevor ich mich schlafen lege.«

Der Professor richtete sich ächzend auf und wandte sich zum Bug. Mitten in der Bewegung verharrte er plötzlich und blickte zum dunklen Osthimmel.

Oscar bellte abermals.

Diesmal schalt Applegate ihn nicht, sondern rief Susan und Gregg herbei. »Das solltet ihr euch mal ansehen«, sagte er mit leiser, ernster Stimme.

Susan sprang auf. Gregg folgte ihr. Sie stellten sich neben den Professor.

»Verdammt noch mal ...«, murmelte Gregg.

»Vielleicht habt ihr jetzt gefunden, was die Delfine an den Strand getrieben hat«, sagte Applegate.

Im Osten sandte ein breiter Meeresstreifen ein unheimliches Leuchten aus, das sich im Rhythmus der Dünung hob und senkte. Das silbrige Licht wogte und bildete Strudel. Der alte Hund stand knurrend an der Steuerbordreling.

»Was zum Teufel ist das?«, fragte Gregg.

Susan trat näher an die Reling. »Davon habe ich schon gehört. Das nennt man Milchsee. Das Phänomen wurde auch im Indischen Ozean beobachtet und wird schon bei Jules Verne erwähnt. 1995 wurde mittels Satellit eine Leuchterscheinung entdeckt, die eine Fläche von mehreren hundert Quadratmeilen einnahm. Das hier ist nur ein kleines Phänomen.«

»Klein, du meine Güte«, brummte ihr Ehemann. »Aber was ist das? Eine Art rote Flut?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nicht ganz. Die sogenannte rote Flut rührt von starker Algenblüte her. Das Leuchten wird von biolumineszenten Bakterien hervorgerufen, die sich entweder von Algen oder einem anderen Substrat ernähren. Eine Gefahr geht nicht davon aus. Aber ich würde gern ...«

Es rumste, als wäre etwas Großes von unten gegen das Boot gestoßen. Oscars Gebell wurde aufgeregter. Der Hund rannte an der Reling hin und her und streckte den Kopf durch die Abspannung hindurch.

Sie näherten sich dem Hund und blickten aufs Wasser nieder.

Der leuchtende Rand der Milchsee leckte am Kiel der Yacht. Aus der Tiefe stieg etwas Großes auf, mit dem Bauch nach oben, aber noch zappelnd und mit den Zähnen knirschend. Es war ein über sechs Meter langer Tigerhai. Das leuchtende Wasser brodelte und färbte sich rot.

Plötzlich wurde Susan klar, dass es nicht das *Wasser* war, was da brodelte, sondern das *Fleisch* des Tieres, das sich in großen Fetzen löste. Langsam sank der grauenhaft entstellte Hai in die Tiefe. Etwas weiter weg wälzten sich weitere Tiere an der Meeresoberfläche, manche noch im Todeskampf zuckend, andere bereits tot: Schildkröten, Tümmler, hunderte Fische.

Applegate wich einen Schritt von der Reling zurück. »Offenbar ernähren sich die Bakterien nicht nur von Algen.«

Gregg drehte sich um. »Susan...«

Sie vermochte den Blick nicht von dem unheimlichen Schauspiel zu lösen. Obwohl der Anblick sie mit Grauen erfüllte, weckte er auch ihr wissenschaftliches Interesse.

»Susan...«

Schließlich wandte sie sich irritiert zu Gregg um.

»Du bist getaucht«, sagte er und zeigte aufs Meer hinaus. »Stundenlang.«

»Ja, und? Wir waren alle irgendwann im Wasser. Sogar Oscar ist ein Stück umhergepaddelt.«

Ihr Mann wich ihrem Blick aus. Schließlich fasste er die Stelle an ihrem Unterarm ins Auge, an der sie sich gerade kratzte. Manchmal scheuerte der Taucheranzug. Seine besorgte Miene lenkte auch ihren Blick zum Unterarm. Sie hatte dort Blasen, und mit dem Kratzen hatte sie alles nur noch schlimmer gemacht.

Auf einmal bildeten sich rote Striemen auf der Haut.

»Susan...«

Ihr stockte der Atem. »Mein Gott...«

Sie kannte die schreckliche Wahrheit bereits.

»Die Algen... sie sind in mir drin.«

Die Enthüllung

Die schwarze Madonna

1. Juli, 10:34

Venedig, Italien

Er wurde gejagt.

Stefano Gallo eilte über den Markusplatz. Die Morgensonne hatte das Pflaster der Piazza bereits aufgeheizt, und die Touristenscharen suchten entweder den Schatten oder drängten sich an der Eisdielen, die von San Marco vor der Sonne abgeschirmt wurde. Dieses stolze Wahrzeichen Venedigs mit seiner hohen byzantinischen Fassade, den Pferden aus massiver Bronze und den Kuppelgewölben aber war nicht sein Ziel.

Nicht einmal die Basilika hätte ihm Schutz geboten.

Er hatte nur eine einzige Hoffnung.

Als er an der Kirche vorbeikam, wurde er schneller. Vor ihm flatterten Tauben auf und brachten sich flügel Schlagend in Sicherheit. Er hatte jede Verstellung aufgegeben. Er war bereits entdeckt worden. Den jungen Ägypter mit den schwarzen Augen und dem säuberlich gestutzten Bart hatte er in dem Moment bemerkt, als der Mann von der anderen Seite her den Markusplatz betreten hatte. Ihre Blicke hatten sich getroffen. Der Mann trug jetzt einen dunklen Anzug, der ihm wie Öl von den breiten, knöchigen Schultern floss. Bei ihrer ersten Begegnung hatte er sich Stefano gegenüber als Archäologiestudent aus Budapest ausgegeben, der einen alten Freund und Kollegen von der Athener Universität vertrat.

Der Ägypter hatte im Museo Archeologico nach einer bestimmten Antiquität gesucht. Ein kleiner Obelisk, ein eher unbedeutender Fund. Der von der Regierung finanzierte Ägypter wollte ihn in seine Heimat zurückholen. Er hatte eine beträchtliche Geldsumme in gebündelten Scheinen dabei gehabt. Stefano, einer der

Museumskuratoren, war an und für sich nicht abgeneigt gewesen, das Bestechungsgeld anzunehmen; die steigenden Medikamentenrechnungen seiner Frau drohten sie aus ihrer kleinen Wohnung zu vertreiben. Heimlich Geld anzunehmen, war nicht ehrenrührig; schon seit zwanzig Jahren kaufte die ägyptische Regierung Nationalschätze aus Privatsammlungen zurück und setzte Museen unter Druck, ihr zurückzugeben, was Ägypten rechtmäßig gehörte.

Deshalb hatte Stefano zunächst eingewilligt und versprochen, den Obelisken zu übergeben. Was war schon ein kleiner Steinobelisk? Dem Inventarverzeichnis zufolge war er seit fast hundert Jahren in einer Kiste verpackt. Die knappe Beschreibung offenbarte auch den Grund: *Unbeschrifteter Marmorobelisk, gefunden in Tanis, aus der letzten dynastischen Epoche stammend (26. Dynastie, 615 v. Chr.)*. Das Objekt wirkte auf den ersten Blick unscheinbar. Seine Herkunft allerdings war nicht uninteressant. Es stammte aus der Sammlung eines der Musei Vaticani in Rom: aus dem Gregorianischen Ägyptischen Museum.

Wie es den Obelisken nach Venedig verschlagen hatte, war unbekannt.

Dann hatte Stefano gestern Morgen von einem Kurier einen Umschlag mit einem Zeitungsausschnitt erhalten, in dessen Wachsiegel ein Zeichen eingepägt gewesen war.

Σ

Der griechische Buchstabe Sigma.

Die Bedeutung des Siegels verstand er nicht, doch die Botschaft des Zeitungsausschnitts war unmissverständlich. Der Artikel war drei Tage zuvor erschienen und bezog sich auf einen Leichenfund am Strand. Dem Mann war die Kehle durchgeschnitten worden, sein Körper war aufgedunsen gewesen und hatte von Aalen gewimmelt. Eine besonders starke Welle hatte ihn aus seinem Wassergrab ans Ufer gespült. Die Untersuchung des Gebisses hatte ergeben, dass es sich um den Universitätskollegen handelte, der angeblich den Ägypter hergeschickt hatte.

Der Mann war bereits seit mehreren Wochen tot gewesen.

Die schockierende Neuigkeit veranlasste Stefano, rasch zu han-

deln. Er drückte sich den schweren, in Sackleinen eingewickelten Obelisk, an dem noch einzelne Halme Packstroh hafteten, an die Brust.

Stefano hatte ihn aus dem Kellergewölbe entwendet, obwohl er wusste, dass er damit sich selbst, seine Frau und seine ganze Familie in Gefahr brachte.

Doch er hatte keine andere Wahl gehabt. Außer dem Zeitungsartikel war in dem Umschlag noch eine eilig hingekritzelte Nachricht in Frauenhandschrift gewesen, eine Warnung. Der Inhalt der Nachricht klang unglaublich, doch er hatte sie auf ihren Wahrheitsgehalt hin überprüft. Es stimmte.

Als er losrannte, schnürte sich ihm die Kehle zusammen.

Er hatte keine andere Wahl.

Der Obelisk durfte nicht dem Ägypter in die Hände fallen. Gleichwohl wollte er die Verantwortung nicht länger als unbedingt nötig tragen. Seine Frau, seine Tochter ... Er dachte an den aufgedunsenen Leichnam seines Kollegen. Drohte seiner Familie das gleiche Schicksal?

Ach, Maria, was habe ich getan?

Es gab nur eine Person, die ihm diese Last abnehmen konnte. Die Frau, die ihm den Umschlag geschickt hatte, eine mit einem griechischen Buchstaben versiegelte Warnung. Unter der Nachricht hatten eine Adresse und eine Uhrzeit gestanden.

Er hatte sich bereits verspätet.

Irgendwie hatte der Ägypter von dem Diebstahl erfahren und daraus geschlossen, dass Stefano ihn verraten wollte. Deshalb war er schon frühmorgens ins Museum gekommen, um den Obelisk abzuholen. Stefano war nur mit Mühe aus seinem Büro entwischt und zu Fuß geflüchtet.

Doch er war nicht schnell genug gewesen.

Er blickte sich über die Schulter um. Der Ägypter war im Touristengewimmel verschwunden.

Stefano blickte wieder nach vorn und stolperte durch den Schatten des Glockenturms, des Campanile di San Marco. Früher war dies der Wachturm der Stadt gewesen, der Ausblick auf den nahen Hafen geboten hatte. Vielleicht würde er ja auch ihn beschützen.

Sein Ziel lag jenseits einer Piazzetta. Vor ihm ragte der Palazzo Ducale auf, der Dogenpalast aus dem vierzehnten Jahrhundert. Das zweigeschossige, aus istrischem Stein und rosarotem veronesischem Marmor erbaute Gebäude mit seinen Spitzbögen lockte ihn und versprach Rettung.

Den Obelisken an die Brust gedrückt, stolperte er weiter.

Würde sie auf ihn warten? Würde sie ihn von der Verantwortung erlösen?

Er eilte dem Schatten entgegen, begierig darauf, den grellen Sonnenschein und das Funkeln des Meeres hinter sich zu lassen. Der labyrinthische Palast würde ihm Schutz bieten. Der Palazzo Ducale hatte nicht nur den Dogen als Wohnsitz gedient, sondern auch als Regierungsgebäude, Gerichtshof und sogar Gefängnis. Hinter dem Palast, auf der anderen Seite des Kanals, lag ein neueres Gefängnis, das über die berühmte Seufzerbrücke mit dem Palazzo Ducale verbunden war. Casanova war einst über diese Brücke geflüchtet, der einzige Gefangene, dem es je gelungen war, aus dem Dogengefängnis zu entkommen.

Als Stefano sich unter eine Loggia duckte, flehte er den Geist Casanovas an, ihn zu beschützen. Endlich im Schatten angelangt, stieß er einen Seufzer der Erleichterung aus. Im Palast kannte er sich aus. In den labyrinthischen Gängen, die für heimliche Stelldicheins wie geschaffen waren, konnte man sich leicht verlaufen.

Darauf setzte er seine Hoffnung.

Er betrat den Palast zusammen mit einer Touristengruppe durch den Westflügel. Vor ihm lag der Hof mit den beiden alten Brunnen und der wundervollen Marmortreppe, der Scala dei Giganti, der Treppe der Riesen. Stefano wollte nicht schon wieder in den Sonnenschein geraten, dem er eben erst entkommen war. Er trat durch einen kleinen Privateingang und kam durch mehrere Verwaltungsräume. Schließlich gelangte er zum ehemaligen Arbeitszimmer des Inquisitors, wo man die armen Seelen peinlichen Verhören unterzogen hatte. Ohne stehen zu bleiben ging er zur angrenzenden Folterkammer weiter.

Als irgendwo hinter ihm eine Tür zufiel, schreckte er zusammen.

Er krampfte die Hände um den Obelisken.

Die Anweisungen waren unmissverständlich gewesen.

Über eine schmale Wendeltreppe stieg er in das Palastverlies hinunter, zu den Pozzi, den berühmten Brunnen. Hier hatte man die gefährlichsten Verbrecher eingesperrt.

Hier wollte er sich mit der Unbekannten treffen.

Stefano dachte an das Wachsiegel.



Was sollte das bedeuten?

Er trat in den feuchten Gang, von dem finstere Steinverliese abgingen, die so niedrig waren, als dass man darin aufrecht hätte stehen können. Hier waren die Gefangenen im Winter erfroren oder im langen venezianischen Sommer gestorben, von allen vergessen außer von den Ratten.

Stefano schaltete eine kleine Stiftlampe ein.

Die unterste Ebene der Pozzi war anscheinend menschenleer. Seine Schritte hallten von den Steinwänden wider, was sich anhörte, als ob ihm jemand folgte. Die Angst verengte ihm die Brust. Er wurde langsamer. War er zu spät gekommen? Unwillkürlich hielt er den Atem an und sehnte sich auf einmal in den Sonnenschein zurück, vor dem er geflüchtet war.

Schauernd blieb er stehen.

Wie als Reaktion auf sein Zaudern flammte in der hintersten Zelle ein Licht auf.

»Wer da?«, sagte er. »*Chi è là?*«

Das Scharren eines Absatzes, dann sprach ihn jemand mit schwachem Akzent auf Italienisch an.

»Die Nachricht war von mir, Signor Gallo.«

Eine schlanke Gestalt trat auf den Gang, in der Hand eine kleine Taschenlampe. Obwohl sie die Lampe gesenkt hielt, war ihr Gesicht nur undeutlich zu erkennen. Sie trug eine hautenge schwarze Ledermontur, die ihre Hüften und die Brüste betonte, und hatte sich wie ein Beduine ein Tuch um den Kopf geschlungen. Ihre Augen funkelten. Ihre gelassenen, anmutigen Bewegungen trugen dazu bei, dass sein Herzklopfen nachließ.

Wie eine schwarze Madonna trat sie aus der Dunkelheit hervor.

»Haben Sie das Objekt mitgebracht?«, fragte sie.

»Ich ... ja, hab ich«, stammelte er und ging einen Schritt auf sie zu. Er streckte ihr den Obelisk entgegen und schlug das Sackleinen zurück. »Ich will nichts mehr damit zu tun haben. Sie haben mir geschrieben, Sie würden ihn an einen sicheren Ort bringen.«

»Das werde ich.« Sie zeigte auf den Boden.

Er bückte sich und setzte die ägyptische Steinsäule ab, froh darüber, sie endlich los zu sein. Der schwarze Marmorobelisk war vierzig Zentimeter lang. Die quadratische Basis hatte eine Kantenlänge von zehn Zentimetern und verjüngte sich zu einer pyramidenförmigen Spitze.

Die Frau ging vor Stefano in die Hocke und balancierte auf den Spitzen ihrer schwarzen Stiefel. Mit der Hand streifte sie über die dunkle Oberfläche des Obelisk. Der Marmor wies zahlreiche Kerben auf; das Artefakt war schlecht erhalten. Ein langer Riss war zu erkennen. Es war kein Wunder, dass ihm niemand Beachtung geschenkt hatte.

Trotzdem war deswegen Blut vergossen worden.

Und er kannte den Grund.

Die Frau drückte Stefanos Stiftlampe nach unten. Mit dem Daumen verstellte sie die Taschenlampe. Das weiße Licht nahm einen tiefen Purpurton an. Auf seiner Hose war auf einmal das kleinste Stäubchen zu erkennen. Die weißen Streifen seines Hemds leuchteten.

Ultraviolett.

Der Lichtstrahl umfloss den Obelisk.

Um die Behauptungen der Frau zu überprüfen, hatte Stefano ihn bereits auf die gleiche Weise untersucht und das Wunder mit eigenen Augen gesehen. Er beugte sich weiter vor und betrachtete alle vier Seiten des Obelisk.

Die Oberfläche war nicht mehr schwarz. An allen vier Seiten waren bläulich weiße Schriftzeichen zu erkennen.



Es waren keine Hieroglyphen. Diese Sprache war noch älter.

Stefano senkte ehrfürchtig die Stimme. »Ist das vielleicht die Schrift, die ...«

Von der Treppe war ein Flüstern zu vernehmen. Ein paar Steinchen kullerten die Stufen hinunter.

Voller Angst drehte er sich um. Das Blut gefror ihm in den Adern.

Den ruhigen, energischen Tonfall des Sprechers kannte er.

Der Ägypter.

Er hatte sie gefunden.

Die Frau schaltete die Taschenlampe aus. Das ultraviolette Licht erlosch. Auf einmal war es stockdunkel.

Stefano hob die Stiftlampe, denn er wollte das Gesicht der schwarzen Madonna sehen. Stattdessen erblickte er in ihrer Linken eine schwarze Pistole mit Schalldämpfer, die auf sein Gesicht zielte. Auf einmal wurde ihm alles klar. Er war hereingelegt worden.

»Grazie, Stefano.«

Die tödliche Stille zwischen dem scharfen Husten und dem Aufleuchten des Mündungsfeuers füllte ein einziger Gedanke aus.

Maria, verzeih mir.

3. Juli, 13:16

Vatikanstadt

Monsignor Vigor Verona stieg voller Widerwillen die Treppe hoch. Erinnerungen an Flammen und Rauch setzten ihm zu. Für

diesen langen Aufstieg war ihm das Herz zu schwer. Er fühlte sich mindestens zehn Jahre älter als sechzig. Auf dem Absatz blieb er stehen, blickte nach oben und fasste sich ins Kreuz.

Der kreisförmige Treppenschacht wurde ausgefüllt von einem Durcheinander von Gerüsten, an denen Laufgänge entlangführten. Obwohl er wusste, dass es Pech brachte, duckte er sich unter einer Malerleiter hindurch und stieg weiter die dunkle Treppe hoch, die zum Torre dei Venti hinaufführte, dem Turm der Winde.

Von den Farbdämpfen trännten ihm die Augen. Doch er nahm auch noch andere Gerüche wahr, Phantome aus der Vergangenheit, an die er nicht erinnert werden wollte.

Verkohlttes Fleisch, beißender Qualm, glühende Asche.

Vor zwei Jahren hatte eine Explosion den mitten im Vatikan gelegenen Turm in eine lodernde Fackel verwandelt. Nach gründlichen Instandsetzungsarbeiten aber gewann er nun allmählich seine alte Schönheit zurück. Vigor freute sich auf den kommenden Monat, denn dann sollte der Turm wiederöffnet werden, und seine Heiligkeit der Papst würde persönlich das Seidenband durchschneiden.

Vor allem aber sehnte er sich danach, endlich mit der Vergangenheit abzuschließen.

Selbst der berühmte Meridian-Saal in der Turmspitze, wo Galileo nachgewiesen hatte, dass sich die Erde um die Sonne drehte, war nahezu wiederhergestellt. Achtzehn Monate hatten die zahlreichen Künstler und Kunsthistoriker gebraucht, um die beim Feuer zerstörten Fresken sorgfältig zu restaurieren.

Wenn sich doch auch alles andere mit Pinsel und Farbe wiederherstellen ließe.

Als frisch ernannter Präfekt des Archivio Segreto Vaticano wusste Vigor, welche Schätze des vatikanischen Geheimarchivs den Flammen, dem Rauch und dem Löschwasser zum Opfer gefallen waren. Tausende alte Bücher, illustrierte Texte und *registra* – ledergebundene Dokumente aus Pergament und Papier. In den letzten hundert Jahren hatten die Räumlichkeiten des Turms all das aufgenommen, was im *carbonile*, dem Hauptspeicher des Archivs, keinen Platz mehr fand.

Jetzt gab es betäublicher Weise neuen Lagerraum.

»Prefetto Verona!«

Vigor kehrte in die Gegenwart zurück und wäre beinahe zusammengeschockt. Doch es war nur sein Assistent, ein junger Seminarstudent namens Claudio, der ihn von oben gerufen hatte. Er erwartete Vigor im Meridian-Saal, denn er war lange vor seinem um viele Jahre älteren Professor hier angekommen. Der junge Mann hielt ihm die durchsichtige Abdeckplane auf, die den Eingang verschloss.

Vor einer Stunde war Vigor vom Leiter des Restaurationsteams in den Turm gerufen worden. Der Anruf des Mannes war ebenso dringlich wie geheimnisvoll gewesen. *Kommen Sie schnell. Wir haben eine grauenhafte und zugleich wundervolle Entdeckung gemacht.*

Vigor hatte daraufhin sein Büro verlassen und den langen Aufstieg in die Spitze des frisch renovierten Turms in Angriff genommen. Er hatte nicht einmal die schwarze Soutane abgelegt, die er extra wegen eines geplanten Treffens mit dem vatikanischen Staatssekretär angezogen hatte. Bald darauf hatte er seine Kleiderwahl bedauert, denn für den beschwerlichen Aufstieg war die Soutane zu schwer und zu warm. Jetzt endlich aber stand er vor seinem Assistenten und wischte sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn.

»Treten Sie ein, *prefetto*.« Claudio hielt die Plastikplane hoch.

»*Grazie*, Claudio.«

In dem Raum herrschte eine Backofenhitze, als hätten die Steine die Feuerwärme seit zwei Jahren aufgespeichert. Dabei war es nur die Mittagssonne, die den höchsten Turm des Vatikans aufheizte. Rom litt unter einer besonders schweren Hitzewelle. Vigor betete darum, dass der Torre dei Venti seinem Namen mit einer Windbö Ehre machen möge.

Dabei war ihm bewusst, dass der Schweiß auf seiner Stirn weder von der Hitze noch vom Treppensteigen mit Soutane herührte. Seit dem Brand hatte er es vermieden, hier hinaufzusteigen. Den abgehenden Räumen wandte er selbst jetzt noch den Rücken zu.

Hier hatte er sich mit seinem damaligen Assistenten treffen wollen.

Mit Jakob.

Den Flammen waren nicht nur Bücher zum Opfer gefallen.

»Da sind Sie ja endlich!«, dröhnte eine Stimme.

Dr. Balthazar Pinosso, der die Restaurierung des Meridian-Saals beaufsichtigte, näherte sich ihm durch den kreisförmigen Raum. Der Mann war ein Riese, über zwei Meter zehn groß und wie ein Arzt ganz in Weiß gekleidet. Seine Füße steckten in Papierschuh. Er hatte sich eine Gasmaske in die Stirn geschoben. Vigor kannte ihn gut. Balthazar war der Dekan der kunsthistorischen Abteilung der Gregorianischen Universität, deren Pontifikalinstitut für christliche Archäologie Vigor einmal geleitet hatte.

»Präfekt Verona, danke, dass Sie gleich hergekommen sind.« Der Hüne sah auf die Armbanduhr und verdrehte die Augen, eine Anspielung auf Vigors langwierigen Aufstieg.

Vigor wusste seine Spöttelei zu schätzen. Nachdem er die höchste Archivarswürde erlangt hatte, wagten es nur noch wenige, in einem solch lockeren Ton mit ihm zu sprechen. »Hätte ich so lange Beine wie Sie, Balthazar, hätte ich zwei Stufen auf einmal nehmen können und wäre noch vor Claudio eingetroffen.«

»Dann sollten wir das hier rasch hinter uns bringen, damit Sie Ihr Mittagsschläfchen fortsetzen können. Solch emsige Arbeiter störe ich nur ungerne.«

Trotz seiner Jovialität wirkte er angespannt. Vigor fiel erst jetzt auf, dass Balthazar alle Männer und Frauen, die mit Restaurierungsarbeiten beschäftigt waren, fortgeschickt hatte. Daraufhin bat er Claudio, im Treppenhaus zu warten.

»Würden Sie uns einen Moment allein lassen, Claudio?«

»Selbstverständlich, *prefetto*.«

Als sein Assistent hinter dem Plastikvorhang verschwunden war, wandte Vigor seine Aufmerksamkeit wieder seinem ehemaligen Kollegen zu. »Balthazar, was gibt es so Dringendes?«

»Kommen Sie, ich zeig's Ihnen.«

Als er Balthazar zur anderen Seite des Turmzimmers folgte, bemerkte er, dass die Restaurierungsarbeiten beinahe abgeschlossen waren. Nicolò Circignanis berühmte Wand- und Deckenfresken stellten biblische Szenen dar. An der Decke waren Engel und Wol-

ken abgebildet. Einige Stellen, an denen noch gearbeitet wurde, waren mit Seidenpapier abgedeckt. Die meisten Bilder aber waren bereits wiederhergestellt. Auch der in den Marmorboden eingelassene Tierkreis war gesäubert worden und auf Hochglanz poliert. Durch ein Wandloch von der Größe eines Vierteldollars fiel ein Lichtstrahl auf die weiße Meridianlinie, die sich über den dunklen Boden zog, und verwandelte den Saal in ein Sonnenobservatorium des sechzehnten Jahrhunderts.

Balthazar teilte einen Wandbehang, hinter dem sich eine kleine Kammer befand. Die Originaltür war verkohlt, aber anscheinend noch intakt.

Der hünenhafte Historiker tippte auf einen der Bronzefallen in der dicken Holztür. »Wir haben festgestellt, dass die Tür einen Bronzekern besitzt. Zum Glück. Deshalb wurde der Inhalt des Raums vom Feuer verschont.«

Vigor fühlte sich beklommen, doch seine Neugier war geweckt. »Was befand sich darin?«

Balthazar zog die Tür auf. Dahinter war ein vollgestopfter, fensterloser Raum mit Steinwänden, der kaum Platz für zwei Personen bot. An den Seiten standen zwei wandhohe Regale voller ledergebundener Bücher. Trotz des Geruchs nach frischer Farbe roch es muffig, ein Beleg für die Hartnäckigkeit, mit der das Alter menschlichem Bemühen trotzt.

»Der Bestand wurde inventarisiert, als wir hier die Leitung übernommen und aufgeräumt haben«, erklärte Balthazar. »Allerdings wurde nichts Bedeutsames entdeckt. Die meisten dieser zerfallenden Schriften behandeln astronomische und nautische Themen.« Mit einem vernehmlichen Seufzer trat er in die Kammer. »Ich glaube, ich hätte vorsichtiger sein sollen, denn schließlich halten sich hier den ganzen Tag über Arbeiter auf. Aber ich habe mich auf den Meridian-Saal konzentriert. Nachts hatten wir hier zur Bewachung einen Schweizergardisten postiert. Ich dachte, das würde ausreichen.«

Vigor folgte dem großen Mann in die Kammer.

»Außerdem wurden hier drinnen einige Werkzeuge aufbewahrt.« Balthazar deutete auf das unterste Fach des einen Regals. »Damit niemand drüberstolpert.«

Vigor schüttelte den Kopf. Von der Hitze und seinem schweren Herzen wurde ihm allmählich schwummerig. »Ich verstehe nicht. Weshalb haben Sie mich hergerufen?«

Eine Art Grollen kam aus der Brust des Mannes. »Vor einer Woche«, sagte er, »hat einer der Aufpasser jemanden verscheucht, der herumschnüffeln wollte.« Er schwenkte die Hand. »Hier drinnen.«

»Warum wurde ich nicht informiert?«, fragte Vigor. »Wurde etwas entwendet?«

»Nein, das war schon alles. Sie waren gerade in Mailand, und der Wachposten hat den Fremden verscheucht. Ich nahm an, es habe sich um einen ganz gewöhnlichen Dieb gehandelt, der sich das Durcheinander zunutze machen wollte. Hier herrscht ein ständiges Kommen und Gehen. Nach dem Vorfall habe ich für alle Fälle einen zweiten Wachposten hierherbeordert.«

Vigor bedeutete ihm, er solle fortfahren.

»Heute Morgen wollte einer der Restauratoren eine Lampe in der Kammer ablegen. Bei seinem Eintreten war sie noch eingeschaltet.«

Balthazar langte hinter Vigor und zog die Tür zu, sodass von außen kein Licht mehr hereinfließ. Dann schaltete er eine kleine Handlampe ein. Der Raum wurde von purpurfarbenem Licht überflutet, sein weißer Overall leuchtete auf. »Bei den Restaurierungsarbeiten werden auch UV-Lampen eingesetzt. Damit kann man so manche Details sichtbar machen, die dem bloßen Auge entgehen.«

Balthazar zeigte auf den Marmorboden.

Vigor hatte den Blick bereits gesenkt. In der Mitte des Raums war eine primitive Zeichnung zu erkennen.

Ein zusammengerollter Drache, der beinahe auf dem Schwanz stand.

Vigor stockte der Atem. Vor ungläubigem Entsetzen stolperte er einen Schritt zurück. Schreie gellten ihm in den Ohren.

Balthazar legte ihm beruhigend die Hand auf die Schulter. »Alles in Ordnung? Vielleicht hätte ich Sie darauf vorbereiten sollen.«

Vigor schüttelte seine Hand ab. »Es ... es geht schon.«

Er ging in die Hocke und betrachtete das leuchtende Zeichen,

das er nur allzu gut kannte. Das Symbol des Ordinis Draconis. Des Kaiserlichen Drachenordens.

Balthazar erwiderte seinen Blick. Seine Augäpfel leuchteten weiß im UV-Licht. Der Drachenorden hatte vor zwei Jahren mit Unterstützung Prefetto Albertos, des verräterischen ehemaligen Präfekten des Geheimarchivs, den Turm niedergebrannt. Vigor hatte geglaubt, mit dessen Tod wäre diese Angelegenheit ein für alle Mal erledigt, zumal der Turm inzwischen phönixgleich aus Rauch und Asche wiedererstanden war.

Was hatte das Zeichen zu bedeuten?

Vigor kniete nieder. Sein linkes Knie war steif und schmerzte. Die Zeichnung war flüchtig hingeschmiert, nur eine grobe Annäherung.

Balthazar blickte ihm über die Schulter. »Ich habe die Zeichnung mit einer Lupe untersucht. Unter der fluoreszierenden Farbe befindet sich etwas Gips. Das deutet darauf hin, dass sie erst vor Kurzem angebracht wurde. Erst in dieser Woche, würde ich sagen.«

»Der Dieb ...«, brummte Vigor.

»Vielleicht war das gar kein gewöhnlicher Dieb.«

Vigor massierte sich das Knie. Das Zeichen ließ Böses ahnen. *Eine Drohung oder eine Warnung, vielleicht auch eine Botschaft für einen anderen Maulwurf des Drachenordens.* Er musste an Balthazars Formulierung denken: *Wir haben eine grauenhafte und zugleich wundervolle Entdeckung gemacht.* Den Drachen vor Augen, verstand Vigor immerhin, was er mit *grauenhaft* gemeint hatte.

Er blickte sich über die Schulter um. »Sie haben am Telefon auch den Ausdruck ›wundervoll‹ gebraucht.«

Balthazar nickte. Er langte hinter sich und öffnete wieder die Tür. Tageslicht strömte herein. Der fluoreszierende Drache verschwand, als scheute er das Licht.

Vigor stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.

»Sehen Sie sich das mal an.« Balthazar kniete neben Vigor nieder. »Wenn uns nicht die Drachenzeichnung aufgefallen wäre, hätten wir das übersehen.«

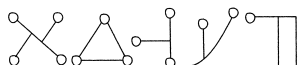
Er stützte sich mit der Linken ab und streckte den rechten Arm vor. Mit den Fingerspitzen streifte er über den Marmorboden.

»Ich habe es entdeckt, als ich mit der Lupe die fluoreszierende Farbe untersucht habe. Während ich auf Sie wartete, habe ich den Schmutz von Jahrhunderten von dem Relief entfernt.«

Vigor musterte den Boden. »Von welchem Relief?«

»Gehen Sie näher ran. Hier.«

Vigor konzentrierte sich. Wie ein Blinder, der Brailleschrift las, ertastete er schließlich eine leicht erhabene Inschrift.



Vigor war sogleich klar, dass das Relief sehr alt war. Die Zeichen waren so abstrakt wie eine wissenschaftliche Notiz, doch dies war nicht das Gekritzelt eines Physikers. Als ehemaliger Leiter des Pontifikalinstituts für christliche Archäologie wusste er, was er da vor sich hatte.

Balthazar hatte seine Gedanken anscheinend erraten. Er senkte die Stimme zu einem verschwörerischen Flüstern. »Ist es wirklich das, was ich darin vermute?«

Vigor ließ sich zurücksinken und wischte sich den Staub von den Fingern. »Eine Schrift, die noch älter ist als das Hebräische«, murmelte er. »Angeblich die erste Sprache überhaupt.«

»Wie kommen die Zeichen hierher? Was bedeuten sie?«

Kopfschüttelnd betrachtete Vigor den Boden. Ihn beschäftigte bereits eine andere Frage. Im Geiste erblickte er wieder das Drachenzeichen, diesmal nicht von einer UV-Lichtquelle, sondern von seiner Angst sichtbar gemacht. Der Drache auf dem Stein war um die Inschrift zusammengerollt, als wollte er sie beschützen.

Balthazars Bemerkung ging ihm durch den Kopf. *Wenn uns nicht die Drachenzeichnung aufgefallen wäre, hätten wir das übersehen.* Vielleicht sollte der Drache die Inschrift ja nicht beschützen, sondern vielmehr erhellen oder hervorheben.

Doch für wessen Augen war dies gedacht?

Als Vigor sich den gekrümmten Drachen vorstellte, meinte er, wieder das Gewicht des qualmenden, verkohlten Jakob auf den Armen zu spüren.

Plötzlich ging Vigor ein Licht auf. Die Botschaft war nicht an ei-

nen Agenten des Drachenordens gerichtet, an einen Verräter wie Präfekt Alberto. Sie richtete sich an eine Person, die eine enge Verbindung zur Geschichte des Drachenordens hatte und in der Lage war, ihre Bedeutung zu erkennen.

Die Botschaft war für ihn gedacht.

Aber was bezweckte sie? Was bedeutete sie?

Vigor richtete sich schwerfällig auf. Er kannte jemanden, der ihm würde helfen können, jemanden, den er seit Jahren nicht mehr angerufen hatte. Bis jetzt hatte es keinen Grund gegeben, mit ihm in Verbindung zu treten, zumal der Mann sich inzwischen von seiner Nichte getrennt hatte. Die gebrochenen Herzen waren jedoch nicht der einzige Grund für Vigors Zurückhaltung gewesen. Der Mann erinnerte ihn ebenso wie dieser Turm an eine blutige Vergangenheit, die er vergessen wollte.

Jetzt aber hatte sich die Lage geändert.

Das Drachenzeichen leuchtete vor seinem geistigen Auge, eine schreckliche Warnung.

Er brauchte Hilfe.

4. Juli, 23:44

Takoma Park, Maryland

»Gray, wärscht du so nett, mal den Müll rauszubringen?«

»Wird gemacht, Mom.«

Im Wohnzimmer nahm Commander Gray Pierce eine leere Flasche Sam Adams vom Tisch, die von der 4.-Juli-Feier seiner Eltern übrig geblieben war, und klemmte sich den Mülleimer unter den Arm. Zumindest ging die Party allmählich ihrem Ende entgegen.

Er sah auf die Uhr. Fast schon Mitternacht.

Gray sammelte zwei weitere Bierflaschen vom Dielentisch auf, blieb vor der offenen Tür stehen und genoss einen Moment die frische Luft, die durchs Fliegengitter hereinströmte. Es roch nach Jasmin und ein wenig nach dem Schwarzpulver der Feuerwerkskörper, die auf der Straße hochgegangen waren. In der Ferne waren noch ein paar Heuler und Kracher zu hören. Im Nachbarhof bellte ein verstörter Hund.

Nur noch wenige Gäste hielten sich auf der Vorderveranda des

Bungalows seiner Eltern auf, fläzten sich in Sesseln oder beugten sich über das Gelände und genossen nach dem heißen Sommertag in Maryland die Kühle. Zuvor hatten sie sich das Feuerwerk angeschaut. Anschließend hatten sich die Partygäste allmählich zerstreut. Nur die Ausdauernden waren geblieben.

Unter anderem auch Grays Chef.

Direktor Painter Crowe lehnte an einem Stützpfeiler und hatte sich einem Lehrassistenten entgegengeneigt, der für Grays Mutter arbeitete. Der Lehrassistent war ein ernster junger Mann aus dem Kongo, der ein Stipendium an der George Washington University hatte. Painter Crowe hatte sich bei ihm nach dem Stand der Feindseligkeiten in seinem Heimatland erkundigt. Offenbar hielt der Leiter von Sigma selbst bei einer Party den Finger am Puls der Welt.

Deshalb war er auch ein solch guter Direktor.

Die Sigma Force war der verdeckte Arm der DARPA, der Forschungs- und Entwicklungsabteilung des Verteidigungsministeriums. Sie hatte die Aufgabe, für die nationale Sicherheit relevante Technologien zu schützen oder gegebenenfalls unschädlich zu machen. Dem Team gehörten handverlesene ehemalige Angehörige der Spezialeinsatzkräfte an, die spezielle Studiengänge mit Doktorabschluss absolviert hatten und eine schlagkräftige Truppe mit wissenschaftlichem Sachverstand bildeten. Sie waren, wie Monk, Grays Freund und Teamkollege, zu scherzen pflegte, Killerwissenschaftler.

Direktor Crowe trug somit große Verantwortung, und seine einzige Entspannung am heutigen Abend war anscheinend das Glas Single-Malt-Scotch auf dem Verandagelände. Daran nippte er schon die ganze Zeit. Als spürte er Grays prüfenden Blick, nickte er ihm durch die Tür hindurch zu.

Im trüben Schein der Windlichter wirkte der Direktor in seiner dunklen Freizeithose und dem gebügelten Leinenhemd wie aus Stein gemeißelt. Sein kantiges Gesicht verriet seine Abstammung von den Ureinwohnern Amerikas.

Gray suchte in seinem faltenlosen Gesicht nach Rissen, denn er wusste, unter welchem Druck der Direktor stand. Die Organisationsstruktur von Sigma war von der NSA und der DARPA erst

kürzlich einer umfassenden Prüfung unterzogen worden, und nun braute sich in Südostasien eine neue Krise zusammen. Deshalb tat es ihm gut, einmal aus den unterirdischen Büros von Sigma herauszukommen.

Und sei es auch nur für einen Abend.

Allerdings verlor er seine Pflichten auch heute nicht aus dem Blick.

Wie zum Beweis streckte sich Painter, stieß sich vom Geländer ab und wandte sich zur Tür. »Ich muss allmählich los!«, rief er Gray zu und sah auf seine Armbanduhr. »Ich glaube, ich schaue noch mal im Büro vorbei und vergewissere mich, ob Lisa und Monk wohlbehalten an ihrem Bestimmungsort angekommen sind.«

Die beiden Wissenschaftler Dr. Lisa Cummings und Monk Kokkalis sollten ein Krankheitsphänomen untersuchen, das auf den indonesischen Inseln aufgetaucht war. Die beiden Sigma-Agenten, die offiziell als Helfer der Weltgesundheitsorganisation WHO auftraten, waren heute Morgen abgereist.

Gray drückte die Fliegertür auf, trat auf die Veranda hinaus und schüttelte seinem Chef die Hand. Painters Interesse an den beiden hatte nicht allein dienstliche Gründe. Sein Gesicht spiegelte die Sorge eines Verliebten wider.

»Ich bin sicher, Lisa geht es gut«, sagte Gray, der wusste, dass Lisa und Painter in letzter Zeit kaum getrennt gewesen waren. »Das heißt, falls sie sich Watte in die Ohren gestopft hat. Mit seinem Geschnarche wäre Monk imstande, das Triebwerk vom Flugzeugflügel zu lösen. Und wo wir gerade von dem Ein-Mann-Blasorchester sprechen; falls Sie was Neues erfahren sollten, geben Sie bitte Kat Bescheid ...«

Painter hob die Hand. »Sie hat heute Abend schon zweimal mein Blackberry angemailt und sich erkundigt, ob es Neuigkeiten gibt.« Er stürzte den Rest Scotch hinunter. »Ich rufe Sie an, sobald ich mehr weiß.«

»Ich schätze, Monk wird Ihnen mit dem Anruf zuvorkommen, jetzt, wo er *zwei* Frauen Bericht erstatten muss.«

Painters Lächeln wirkte ein wenig erschöpft.

Vor drei Monaten hatten Kat und Monk ein über drei Kilogramm schweres Mädchen aus dem Krankenhaus nach Hause

gebracht, das sie auf den Namen Penelope Anne getauft hatten. Als er zu dem Einsatz eingeteilt wurde, hatte Monk gewitzelt, es sei ihm nur recht, den Windeln und den mitternächtlichen Fütterungen zu entkommen, doch Gray war nicht entgangen, dass es seinem Freund arg zusetzte, seine Frau und seine kleine Tochter allein zu lassen.

»Danke, dass Sie gekommen sind, Direktor. Bis morgen dann.«

»Bitte grüßen Sie Ihre Eltern von mir.«

Gray blickte zu dem Licht hinüber, das aus der an die linke Hausseite angebauten Garage strömte. Dorthin zog sein Vater sich seit einiger Zeit zurück. Das heutige Feuerwerk hatte nicht ausschließlich auf der Straße stattgefunden. In dem Maße, wie seine Alzheimererkrankung voranschritt, fiel es seinem Vater immer schwerer, sich unter Menschen zu bewegen und sich ihre Namen zu merken. Ständig wiederholte er seine Fragen. Sein Frust hatte zu einem Streit zwischen Vater und Sohn geführt. Anschließend war Grays Vater in seine Werkstatt gestapft.

Immer häufiger verkroch er sich dort. Gray vermutete, dass er sich weniger vor der Welt versteckte, als sich vielmehr sammelte, um in der Abgeschiedenheit einen Rest seiner Fähigkeiten zu bewahren und Trost zu finden in den abgehobelten Spänen und dem fachkundigen Gebrauch eines Schraubenziehers. Allerdings war die wachsende Angst im Blick seines Vaters trotz seiner meditativen Weltabgewandtheit nicht zu übersehen.

»Ich werd's ihnen ausrichten«, brummte Gray.

Bald darauf verabschiedeten sich auch die übrigen Nachtschwärmer. Jemand ging ins Haus, um seiner Mutter auf Wiedersehen zu sagen, während Gray die restlichen Gäste verabschiedete. Nun hatte er die Veranda für sich allein.

»Gray!«, rief seine Mutter von drinnen. »Der Müll!«

Seufzend bückte er sich und sammelte die leeren Flaschen, Büchsen und Plastikbecher ein. Er würde seiner Mutter noch beim Aufräumen helfen und dann mit dem Fahrrad das kurze Stück zu seiner Wohnung fahren. Als die Fliegentür hinter ihm zufiel, knipste er das Verandalicht aus und ging in die Küche. Der Geschirrspüler summte, in der Spüle klapperten Pfannen.

»Mom, lass mich das machen«, sagte er. »Ruh dich aus.«

Seine Mutter wandte sich von der Spüle ab. Sie war mit Baumwollhose und weißer Seidenbluse bekleidet und hatte sich eine karierte Schürze umgebunden. Die Erschöpfung nach dem anstrengenden Abend war ihr anzusehen, und auf einmal wurde ihm das fortschreitende Alter seiner Mutter bewusst. Wer war die grauhaarige alte Frau in der Küche seiner Mutter?

Sie warf mit einem feuchten Geschirrtuch nach ihm und unterbrach damit seinen Gedankengang.

»Räum einfach den Müll weg. Ich bin schon so gut wie fertig. Und sag deinem Vater, er soll reinkommen. Die Edelmanns mögen es nicht, wenn er nachts arbeitet. Übrigens hab ich den Rest vom gegrillten Hühnerfleisch eingepackt. Wärst du so nett, das in den Kühlschrank in der Werkstatt zu tun?«

»Da muss ich zweimal gehen.« In der einen Hand hielt er zwei Mülltüten, die leeren Flaschen hatte er sich unter den anderen Arm geklemmt. »Bin gleich wieder da.«

Mit der Hüfte stieß er die Hintertür auf und trat auf den dunklen Hof hinaus. Vorsichtig stieg er die zwei Treppenstufen hinunter und ging zur Werkstatt hinüber, an deren Wand die Mülleimer aufgereiht waren. Er ertappte sich dabei, dass er leise auftrat und sich bemühte, das Klirren der Flaschen zu unterbinden. Ein Rasensprenger verrät ihn.

Als er stolperte und sich an der Glastonne abhing, schepperte es vernehmlich. Der Scotchterrier der Nachbarn bellte erbost.

Mist...

In der Werkstatt fluchte sein Vater. »Gray? Bist du das? Hilf mir mal eben, verdammt noch mal!«

Gray zögerte. Nachdem er sich mit seinem Vater heute schon ein Wortgefecht geliefert hatte, wollte er eine mitternächtliche Neuauflage vermeiden. In den vergangenen Jahren waren sie eigentlich recht gut miteinander ausgekommen und hatten nach lebenslanger Entfremdung wieder eine gemeinsame Basis gefunden. Als sich im vergangenen Monat jedoch das Ergebnis des Kognitionstests verschlechterte, war der schweigsame Mann auch wieder reizbar geworden.

»Gray!«

»Einen Moment!« Er warf den Abfall in eine der offenen Ton-

nen und rückte die Glastonne zurecht. Dann wappnete er sich und trat in den Lichtschein, der aus der offenen Werkstatt strömte.

Der Geruch von Sägemehl und Öl erinnerte ihn an schlimmere Zeiten. *Hol den verdammten Riemen, du Miststück... In Zukunft wirst du's dir zweimal überlegen, bevor du mein Werkzeug benutzt... Zieh deinen Kopf aus deinem Arsch, sonst mach ich dir Beine...*

Sein Vater kniete neben einem umgekippten Plastikbecher inmitten von verstreuten Nägeln auf dem Boden und versuchte sie einzusammeln. Von seiner linken Hand tropfte Blut.

Bei Grays Eintreten schaute sein Vater hoch. Im Licht der Neonröhren war ihrer beider Ähnlichkeit nicht zu übersehen. Ihre Augen hatten die gleiche stahlblaue Farbe. Die scharfen Kanten und Furchen ihres Gesichts verrieten die walisische Abstammung. Der entkam man nicht so leicht.

Gray näherte sich seinem Vater und zeigte zur Spüle. »Wasch das mal ab.«

»Sag mir nicht, was ich zu tun und lassen habe.«

Gray setzte zu einer Entgegnung an, besann sich aber, bückte sich und half seinem Vater beim Aufsammeln der Nägel. »Was ist passiert?«

»Hab nach Holzschrauben gesucht.« Sein Vater zeigte mit der verletzten Hand zur Werkbank.

»Aber das sind Nägel.«

Sein Vater sah ihn an. »Was du nicht sagst, Sherlock Holmes.« Mühsam bezähmter Zorn funkelte in seinem Blick, doch Gray wusste, dass sein Groll sich diesmal nicht gegen seinen Sohn richtete.

Deshalb hielt er den Mund, klaubte die Nägel auf und legte sie in den Becher. Sein Vater musterte verdutzt seine Hände: die eine blutete, die andere nicht.

»Dad?«

Der groß gewachsene Mann schüttelte den Kopf und sagte leise: »Verdammt noch mal...«

Gray schwieg.

Sein Vater hatte auf den Ölfeldern von Texas gearbeitet, bis ihm nach einem Unfall das eine Bein unterhalb des Knies ampu-

tiert worden war. Der Ölmann wurde zum Hausmann. Gray hatte darunter besonders zu leiden gehabt, denn es war ihm nie gelungen, es seinem Vater recht zu machen.

Er beobachtete, wie sein Vater seine Hände anstarrte und sich einer bitteren Wahrheit bewusst wurde. Vielleicht war sein Altmännerzorn immer schon gegen ihn selbst gerichtet gewesen. So wie jetzt. Vielleicht war weniger die Enttäuschung über seinen Sohn die Ursache, als vielmehr die Erkenntnis, dass er selbst nicht so sein konnte, wie er sein wollte. Und selbst dieses Wissen würde die Krankheit ihm schon bald wieder rauben.

Gray suchte nach Worten.

Das Knattern eines Motorrads lenkte ihn ab. Reifen quietschten, auf dem Asphalt blieb Gummiabrieb zurück.

Gray richtete sich auf und stellte den Becher auf die Werkbank. Sein Vater schimpfte über den Fahrer, in dem er einen betrunkenen Partygast vermutete. Gray löschte das Licht.

»Was soll das?«

»Duck dich«, sagte Gray.

Irgendwas stimmte da nicht...

Das Motorrad tauchte auf, eine schwarze, schwere Yamaha V-max. Mit brüllendem Motor kam sie rutschend zum Stehen. Der Schweinwerfer war ausgeschaltet. Dieser Umstand hatte Gray in Alarmbereitschaft versetzt. Auf der Straße war dem Motorenlärm kein Scheinwerferkegel vorausgeeilt. Das Motorrad fuhr ohne Licht.

Ohne langsamer zu werden, rutschte es mit qualmendem Hinterreifen näher. Der Fahrer versuchte, in die Einfahrt einzubiegen. Das Motorrad schwenkte herum, bremste ab, ruckte wieder vor.

»Was zum Teufel...?«, rief Grays Vater.

Der Fahrer fand das Gleichgewicht wieder, doch dann prallte das Vorderrad gegen die Bordsteinkante. Das Motorrad legte sich auf die Seite. Der Fahrer versuchte, die Maschine abzufangen, rammte mit dem hinteren Kotflügel aber die Verandatreppe.

Das Motorrad ging inmitten eines Funkenschauers zu Boden, eine Fortsetzung des Feuerwerks zum Unabhängigkeitstag. Der Fahrer rollte sich ab, überschlug sich und landete nicht weit von der offenen Garage.

In der Einfahrt begann der Motor zu stottern und ging aus.

Die Funken erloschen.

Dunkelheit senkte sich herab.

»Herrgott noch mal!«, rief Grays Vater.

Gray drückte ihn mit der flachen Hand zurück, um ihm zu bedeuten, er solle in der Werkstatt bleiben. Mit der anderen Hand zog er eine Glock Kaliber 9mm aus dem Schulterhalfter. Er näherte sich der am Boden liegenden Gestalt, die mit einer Ledermontur bekleidet war: Motorradanzug, Halstuch und Helm, alles war schwarz.

Ein leises Stöhnen verriet ihm zwei Dinge: Der Fahrer lebte, und es handelte sich um eine Frau. Sie lag zusammengekrümmt auf der Seite, der Lederanzug war zerrissen.

In der hell erleuchteten Hintertür tauchte die dunkle Silhouette seiner Mutter auf. Der Lärm hatte sie herbeieilen lassen.

»Bleib, wo du bist!«, rief Gray ihr zu.

Als er sich der gestürzten Fahrerin näherte, bemerkte er einen dunklen Gegenstand, der neben dem Motorrad auf dem hellen Betonboden lag. Anscheinend war es eine gedrungene Steinsäule, die beim Aufprall geborsten war. Das Innere der Säule funkelte metallisch im Mondschein.

Als er neben die Fahrerin trat, fiel ihm ein weiteres Funkeln ins Auge.

Ein kleiner Anhänger am Hals der Frau.

In Drachenform.

Gray erkannte ihn auf den ersten Blick wieder. Er trug den gleichen Anhänger um den Hals, das Geschenk einer alten Gegnerin, eine Warnung und zugleich ein Versprechen, das sie bei ihrer nächsten Begegnung einzulösen gedachte.

Er packte die Pistole fester.

Die Frau stöhnte auf und wälzte sich auf den Rücken. Blut floss auf den weißen Beton, ein dunkles Rinnsal, das sich zum frisch gemähten Rasen schlängelte. Das Blut kam aus einer Austrittswunde.

Von hinten angeschossen.

Die Frau fasste sich an den Kopf und nahm den Helm ab. Ein bekanntes Gesicht, schmerzverzerrt, umrahmt von schwarzem

Haar. Sonnengebräunte Haut und mandelförmige Augen verrieten ihre eurasische Abstammung und ihre Identität.

»Seichan...«, sagte er.

Sie streckte die Hand aus, kratzte an seinem Hemd. »Commander Pierce... helfen Sie mir...«

Schmerz sprach aus ihren Worten – und eine Regung, die er von seiner kaltblütigen Feindin bislang nicht kannte.

Angst.

Blutige Weihnacht

5. Juli, 11:02

Weihnachtsinsel

Ein erholsamer Tag am Strand...

Monk Kokkalis folgte dem Wissenschaftler über den schmalen Sandstreifen. Beide Männer trugen identische Schutzanzüge vom Typ Bio-3. Nicht unbedingt die beste Wahl für einen Spaziergang an einem Strand in den Tropen. Unter dem Schutzanzug trug Monk nichts weiter als ein Paar Boxershorts. Trotzdem fühlte er sich overdressed, denn in der luftdichten Plastikhülle wurde er allmählich gebraten. Er schützte die Augen mit der Hand vor der sengenden Mittagssonne und musterte die grauenhafte Szenerie.

Die westliche Bucht der Weihnachtsinsel war übersät mit Kadavern. Es war, als hätte die Hölle ihre Pforten aufgetan. Die nächtliche Flut hatte haufenweise tote Fische zurückgelassen. Auch Haie, Delfine, Schildkröten und sogar ein Kleinwal waren darunter – wenngleich nur schwer zu erkennen war, wo der eine Kadaver aufhörte und der andere anfang. Fleisch und Schuppen waren in Auflösung begriffen, Knochen und faulendes Gewebe bildeten einen stinkenden Brei. Auch viele tote Seevögel lagen mit verkrümmten Hälsen am Strand und im Wasser; vielleicht hatten die Kadaver sie angelockt, und sie waren demselben Gift zum Opfer gefallen wie die Meeresbewohner.

Ganz in der Nähe schoss aus einem Loch im Boden mit einem dumpfen Dröhnen eine schmutzige Wasserfontäne empor, was sich anhörte, als täte das Meer seinen letzten Atemzug.

Die beiden Männer duckten sich unter der Fontäne hinweg und drangen auf dem schmalen Pfad zwischen dem Unrat der Gezeitenzone und den dschungelüberwucherten Klippen weiter Richtung Norden vor.

»Erinnern Sie mich daran, dass ich das Meeresfrüchtebuffet an Bord auslasse«, murmelte Monk durch die zischende Atemmaske hindurch. Er war froh, dass er aus der Sauerstoffflasche atmete. Den Gestank dieses Meeresfriedhofs konnte er nur erahnen.

Außerdem war er froh, dass seine Kollegin Dr. Lisa Cummings an Bord des Kreuzfahrtschiffs geblieben war, das auf der anderen Seite der Insel vor Anker lag. Die *Mistress of the Seas* war in der Flying Fish Cove wegen des auflandigen Winds vor dem widerlichen Gestank, der von der toxischen Brühe an der Westseite der Insel ausging, geschützt.

Andere hatten weniger Glück gehabt.

Als sie am Morgen angekommen waren, hatte Monk beobachtet, wie hunderte Männer, Frauen und Kinder von der Insel evakuiert wurden. Alle waren mehr oder weniger krank gewesen: Einige waren erblindet, andere hatten lediglich Ausschlag, bei den am schlimmsten Betroffenen löste sich die von Pusteln übersäte Haut in Fetzen ab. Obwohl die Giftkonzentration rasch sank, war die ganze Insel vorsichtshalber zur Sperrzone erklärt worden.

Die *Mistress of the Seas*, ein großes Luxuskreuzfahrtschiff auf Jungfernfahrt, war ebenfalls evakuiert worden und diente nun als Notlazarett. Außerdem befand sich an Bord das Einsatzzentrum der Weltgesundheitsorganisation, welche die Ursache für die plötzliche Vergiftung dieser Meeresregion untersuchen wollte.

Dies war auch der Grund, weshalb Monk an diesem Morgen am Strand nach Erklärungen für die Tragödie suchte. Lisa war an Bord als Ärztin gefordert, während Monk aufgrund seiner Ausbildung dazu prädestiniert war, diese Schweinerei zu begutachten. Seine Kenntnisse in forensischer Medizin – er hatte Biologie und Medizin studiert – waren der Grund, weshalb er für diese Sigma-Operation ausgewählt worden war. Der als risikoarm eingestufte Einsatz – von ihnen wurde lediglich eine Lagebeurteilung erwartet – sollte ihm nach dreimonatigem Babyurlaub den Wiedereintritt ins Arbeitsleben erleichtern.

Vor diesem Gedanken scheute er zurück. Während er in diesem Dreck herumstapfte, wollte er nicht an seine kleine Tochter denken. Doch er konnte nicht anders. Er sah Penelopes blaue Augen vor sich, ihre rosigen Wangen, ihren unglaublich blonden Haar-

schopf. Sie sah ganz anders aus als ihr Vater mit seinem kahlgeschorenen Schädel und dem zerfurchten Gesicht. Wie war es nur möglich, dass aus seinen Genen etwas so Schönes entstanden war? Aber vielleicht hatte ja seine Frau in dieser Beziehung die Karten ausgeteilt. Sogar jetzt verspürte er eine schmerzhaft Sehnsucht nach den beiden, als wären sie durch eine Art Nabelschnur verbunden, über die ihr beider Blut ausgetauscht wurde. Sein Glück vermochte er kaum zu fassen.

Sein Führer, Dr. Richard Graff, ein erfahrener Meeresforscher von der Queensland University, hatte sich auf ein Knie niedergelassen. Über Monks wahre Identität wusste er nicht Bescheid. Man hatte ihm gesagt, Monk sei aufgrund seiner Sachkenntnis von der WHO eingestellt worden. Graff legte den Probenkoffer auf einen flachen Stein. Sein bärtiges Gesicht wirkte hinter dem Helmvisier vor Sorge und Konzentration ganz verkniffen.

Es wurde allmählich Zeit, mit der Arbeit zu beginnen.

Sie waren mit einem Schlauchboot vom Typ Zodiac hergekommen. Der Steuermann, ein Seemann der australischen Marine, wartete außerhalb der Todeszone. In der Nähe überwachte ein Kutter der australischen Küstenwache die Evakuierung.

Obwohl die Insel fünfzehnhundert Meilen nordwestlich von Perth lag, gehörte sie zu Australien. Entdeckt worden war sie im Jahr 1643 zu Weihnachten und anschließend von den Briten in Besitz genommen worden, welche die Phosphatvorkommen abbauen wollten. Sie hatten ein großes Bergwerk angelegt und von den indonesischen Inseln Arbeiter herübergebracht. Obwohl das Bergwerk noch immer in Betrieb war, stellte inzwischen der Tourismus die Haupteinnahmequelle der tropischen Insel dar. Drei Viertel des mit Regenwald bestandenen Hochlands waren unter Naturschutz gestellt.

So bald würden keine Touristen mehr hierherströmen.

Monk gesellte sich zu Dr. Richard Graff.

Als der Meeresforscher ihn bemerkte, deutete er mit seiner behandschuhten Hand auf den Todesstrand. »Wenn man den Berichten der einheimischen Fischer Glauben schenken kann, hat es vor gut vier Wochen angefangen«, erklärte Graff. »Die Hummerfallen waren voller leerer Schalen, das Fleisch hatte sich aufgelöst. Wenn

die Fischer ihre Schleppnetze aus dem Wasser zogen, bekamen sie Blasen an den Händen. Und es wurde immer schlimmer.«

»Was, glauben Sie, ist hier passiert? Könnte vielleicht Gift ins Wasser gelangt sein?«

»Gift ist zweifellos im Spiel, aber es handelt sich um keinen *Unfall*.«

Der Wissenschaftler entfaltete einen schwarzen Beutel mit aufgedrucktem Gefahrensymbol, dann zeigte er auf die nahe Brandung. Auf dem Wasser schwamm gelblicher Schaum, ein giftige Mischung aus aufgelöstem Fleisch und Knochen.

Er schwenkte den Arm. »Das alles ist das Werk von Mutter Natur.«

»Wie meinen Sie das?«

»Was Sie da sehen, ist organischer Schleim. Bestehend aus Cyanobakterien, einem Vorläufer der neuzeitlichen Bakterien und Algen. Vor drei Milliarden Jahren gab es diesen Schleim in allen Weltmeeren. Und jetzt ist er wieder auf dem Vormarsch. Deshalb hat man mich gerufen. Mit diesen Organismen kenne ich mich aus. Ein ähnliches Phänomen, das als Fireweed bezeichnet wird, habe ich am Great Barrier Reef studiert. Dabei handelt es sich um eine Mischung aus Algen und Cyanobakterien. In der Zeit, die Sie für ein Mittagessen brauchen, breiten sie sich auf einer Fläche von der Größe eines Fußballfeldes aus. Das Fireweed setzt zehn verschiedene Biotoxine frei, die bei Hautkontakt zur Blasenbildung führen. In getrocknetem Zustand verteilt es sich in der Luft und wirkt ähnlich wie Pfefferspray.«

Monk stellte sich die Verwüstungen in The Settlement vor, der größten Siedlung der Insel. Sie lag nicht weit von hier im Einzugsbereich der Passatwinde. »Wollen Sie damit sagen, hier wäre das Gleiche passiert?«

»Oder etwas Ähnliches. Fireweed und andere Cyanobakterien blühen überall in unseren Meeren. Von den norwegischen Fjorden bis zum Great Barrier Reef. Fische, Korallen und Meeressäugetiere sterben, während der Schleim und die giftigen Quallen gedeihen. Man könnte fast meinen, die Evolution laufe rückwärts ab und das Meer gleiche sich wieder seinem ursprünglichen Zustand an. Dabei sind wir selber daran schuld. Ins Meer geschwemmte

Düngemittel, Industriechemikalien und Abwässer haben Flussdeltas und Meeresbuchten vergiftet. Durch Überfischung hat der Bestand an großen Fischen in den vergangenen fünfzig Jahren um neunzig Prozent abgenommen. Und aufgrund des Klimawandels erwärmen sich die Gewässer, übersäuern und nehmen immer weniger Sauerstoff auf, was zur Folge hat, dass das Meeresleben erstickt. Wenn wir so weitermachen, werden die Meere irgendwann irreparabel geschädigt sein.«

Kopfschüttelnd musterte er den mit Kadavern übersäten Strand. »Das führt dazu, dass das Meer wieder so wird wie vor hundert Millionen Jahren, als es darin von Bakterien, toxischen Algen und giftigen Quallen nur so wimmelte. Solche Todeszonen findet man auf der ganzen Welt.«

»Aber was hat das Massensterben verursacht?«

Diese Frage hatte sie alle hierhergeführt.

Graff schüttelte den Kopf. »Ein bislang unbekannter Schleim. Der wurde bisher noch nie beobachtet, und das macht mir Angst. Bio- und Neurotoxine marinen Ursprungs gehören zu den stärksten bekannten Giften. Bislang ist es noch nicht einmal gelungen, sie künstlich herzustellen. Wussten Sie, dass das Saxitoxin, das in den Bakterien bestimmter Krustentiere vorkommt, von den Vereinten Nationen als Massenvernichtungsmittel eingestuft wurde?«

Monk blickte grimmig aufs Meer hinaus. »Mutter Natur kann bisweilen ganz schön tückisch sein.«

»Mann, die ist der größte Terrorist überhaupt. Mit der sollte man sich besser nicht anlegen.«

Monk erhob keine Einwände.

Jetzt, da die Nachhilfestunde in Biologie beendet war, bückte er sich und half, die Probengerätschaften zu ordnen. Mit den Plastikhandschuhen des Schutzanzugs bereitete ihm das einige Mühe. Zusätzlich behindert wurde er durch den Umstand, dass er in der linken Hand kein Gefühl hatte. Nachdem er beim letzten Einsatz verwundet worden war, trug er eine fünfvingrige Prothese allerneuester Bauart, die mit modernster DARPA-Bioelektronik vollgestopft war. Dennoch war sie kein vollkommener Ersatz. Als ihm eine Spritze in den Sand fiel, fluchte er.

»Nehmen Sie sich in Acht«, meinte Graff. »Es wäre nicht gut, wenn Sie den Schutzanzug beschädigen würden. Die Giftwerte gehen zwar zurück, aber wir sollten trotzdem vorsichtig sein.«

Monk seufzte. Er freute sich schon darauf, wieder aus diesem Affenkostüm rauszukommen und sich in sein Labor zurückziehen zu können. Während des Herflugs hatte er seine Beziehungen spielen lassen und veranlasst, dass mit dem Hubschrauber ein komplettes Forensiklabor auf das Kreuzfahrtschiff gebracht wurde. Dort wäre er jetzt lieber gewesen.

Zunächst aber mussten sie sich Laborproben beschaffen. Und zwar viele. Blut, Gewebe und Knochen. Von Fischen, Haien, Tintenfischen, Delfinen.

»Eigenartig«, brummte Graff. Er richtete sich auf und blickte sich suchend um.

»Was gibt's?«, fragte Monk.

»Eines der häufigsten Tiere der Insel ist *Geocarcoidea natalis*.«

»Könnten Sie mir das übersetzen?«

»Ich meine die Rote Landkrabbe der Weihnachtsinsel.«

Monk musterte den Strand. Er hatte sich bereits über die Flora und Fauna der Insel schlaugemacht. Die terrestrische Landkrabbe war der Star der Insel und wurde so groß wie ein Essteller. Ihre jährliche Wanderung stellte eines der großen Naturwunder dar. Im November stürmten, gesteuert vom Mondzyklus, zahllose Krabben aus dem Dschungel zum Meer und versuchten, den hungrigen Seevögeln zu entkommen und sich das Recht auf Paarung zu sichern.

»Die Krabben sind typische Aasfresser«, fuhr Graff fort. »Man sollte eigentlich meinen, die vielen Kadaver hätten sie scharenweise herbeiströmen lassen, genau wie die Seevögel. Dabei ist hier keine einzige Krabbe zu sehen, weder tot noch lebendig.«

»Vielleicht haben sie das Gift gespürt und bleiben deshalb im Dschungel.«

»Wenn ja, könnte das einen Hinweis auf das Gift oder die Bakterien liefern, die es produzieren. Vielleicht ist es in der Vergangenheit schon einmal zu einer solchen Bakterienblüte gekommen. Vielleicht sind die Krabben resistent. Je schneller wir die Ursache gefunden haben, desto besser.«

»Dann können wir den Inselbewohnern eher helfen.«

Graff zuckte mit den Schultern. »Das auch. Das Wichtigste aber ist, die Verbreitung des Organismus zu verhindern.« Er betrachtete den gelblichen Schleim und senkte besorgt die Stimme. »Ich fürchte, das könnte der Vorbote der Katastrophe sein, welche die Meeresbiologen fürchten.«

Monk blickte ihn fragend an.

»Ein Bakterium, das so giftig ist, dass das Meereseleichgewicht umkippt und alles Leben vernichtet wird.«

»Und das könnte tatsächlich passieren?«

Graff kniete nieder und machte sich an die Arbeit. »Vielleicht hat es ja schon angefangen.«

Nach diesem bedrohlichen Ausblick verbrachte Monk die nächste Stunde damit, Proben in Reagenzgläser, Tüten und Plastikgefäße zu füllen. Die Sonne stieg währenddessen weiter über die Klippen auf, wurde vom Wasser funkelnd reflektiert und heizte seinen Schutzanzug auf. Monk begann, von einer kalten Dusche und einem Cocktail mit einem Schirmchen drin zu fantasieren.

Langsam arbeiteten sie sich am Strand entlang. In der Nähe der Klippen steckten ein paar abgebrannte Räucherstäbchen im Sand. Sie bildeten eine Art Palisade vor einem kleinen Buddha-Schrein. Salzwasser und Sand hatten das Gesicht der sitzenden Gestalt bis zur Unkenntlichkeit ausgeschwemmt und abgeschmirgelt. Die Figur saß unter einem mit Vogelkot beschmutzten Schutzdach. Möglicherweise waren die Räucherstäbchen entzündet worden, um die himmlischen Mächte zum Eingreifen zu bewegen.

Trotz der Hitze lief Monk ein Schauer über den Rücken, und er fragte sich, ob ihre Bemühungen wohl Früchte tragen würden.

Das Geräusch eines sich nähernden Motorboots lenkte ihn ab. Er blickte aufs Meer hinaus und dann den Strand entlang. Beim Probensammeln hatten sie eine beachtliche Strecke zurückgelegt. Das Zodiac lag hinter der Felsspitze am Strand und war von hier aus nicht zu sehen.

Monk schirmte die Augen mit der Hand ab. Kam ihnen der australische Steuermann mit dem Boot nachgefahren?

Graff trat neben ihn. »Es ist zu früh, um jetzt schon zurückzufahren.«

Schüsse hallten übers Wasser, und ein blaues, zerschrammtes Speedboot schoss um die Felspitze herum. Monk machte am Heck sieben Männer aus, die sich Tücher um den Kopf gewickelt hatten. Sturmgewehre funkelten in der Sonne.

Graff taumelte gegen ihn. »Piraten...«

Monk schüttelte den Kopf. *Das hat uns gerade noch gefehlt...*

Das Boot wandte den Bug in ihre Richtung und raste in Gleitfahrt auf sie zu.

Monk packte Graff beim Kragen und zerrte ihn vom sonnenüberströmten Strand weg.

Piraterie war weltweit auf dem Vormarsch, doch in den indonesischen Gewässern wimmelte es von solchen Halunken. Die vielen Inseln und kleinen Atolle, die zahllosen versteckten Häfen und der dichte Dschungel waren die perfekte Brutstätte für Meereskriminalität. Nach dem Tsunami, der diese Region vor Kurzem heimgesucht hatte, war die Zahl der Piraten, die sich das Chaos und die Überforderung der Polizeikräfte zunutze machten, sprunghaft angestiegen.

Die gegenwärtige Tragödie war offenbar keine Ausnahme von der Regel.

Harte Zeiten brachten verzweifelte Menschen hervor.

Aber wer war so verzweifelt, dass er in diesem Gewässer sein Leben riskierte? Monk bemerkte, dass die Schützen von Kopf bis Fuß verhüllt waren. Hatten sie erfahren, dass die Giftwerte hier zurückgingen, und sich deshalb zu dem Überfall entschlossen?

Während Monk vom Strand weglief, blickte er sich zu ihrem Boot um. Das Zodiac würde auf dem Schwarzmarkt eine hübsche Summe einbringen, von den teuren Untersuchungsgeräten ganz zu schweigen. Ihm war aufgefallen, dass der Steuermann des Schlauchboots das Feuer nicht erwidert hatte. Der Australier war offenbar überrascht worden. Außerdem befand sich ihr einziges Funkgerät an Bord. Jetzt waren sie auf sich allein gestellt.

Monk dachte an Lisa, die an Bord des Kreuzfahrtschiffs zurückgeblieben war. Der Kutter der australischen Küstenwache patrouillierte vor dem kleinen Hafen. Lisa war somit nicht in Gefahr.

Von ihm und Graff konnte man das nicht behaupten.

